

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 93.

Montag, 3. April

1933.

## DIE WEISSEN REIHER

ROMAN VON JENS ANKER

18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Und doch kam es ihm plötzlich vor, als ob sich die Szene von vorhin wiederholte, als man die irdische Hülle des Mandarinens durch das Haus getragen hatte . . . wieder klappten Türen auf und zu . . . verhaltene Rufe wurden laut . . . und eilige Schritte nahen . . . dann ein dringliches Klopfen an der Tür zum Atelier und zuletzt McMurtons schnarrendes:

„Herein!“

Billy wandte sich unwillkürlich um. Ein Schuhmann war ins Zimmer getreten. Atemlos, aber mit beinahe triumphierendem Lachen.

„Was ist, Wilson?“

„Wir haben Mrs. French gefunden!“

Billy sprang auf, seine Augen suchten angstvoll diejenigen des Schuhmanns:

„Sie ist doch nicht . . .?“

„Nein, es ist nichts von Bedeutung“, beruhigte er ihn, „die gnädige Frau ist nur etwas alteriert . . . ein wenig aufgeregter . . .“

„Wo haben Sie sie denn gefunden“, unterbrach ihn McMurton.

„Ja, wir glaubten doch, das ganze Haus von oben bis unten durchsucht zu haben. Da war nur noch der kleine Raum im Keller übrig, der zugesperrt war und den Herr French als Obstkammer bezeichnet hatte. Aber wir teilten alle seine Meinung, daß die gnädige Frau unmöglich da drinnen sein konnte . . . Vor ein paar Minuten hörten wir nun jemand rufen . . . und ausgerechnet aus diesem Räume . . . da schlugen wir dann die Türe ein . . . und fanden Mrs. French.“

„Und warum hat sie sich denn nicht schon früher bemerkbar gemacht?“ fragte McMurton.

„Die gnädige Frau meint, daß sie ohnmächtig gewesen sei“, erklärte Wilson. „Sie ist, wie gesagt . . .“

Er blickte sich verwundert nach Billy um, der ihn ohne Umstände zur Seite schob und durch die Zimmer in die Halle stürzte. Dort fand er Elena, mühsam auf das Treppengeländer gestützt, umgeben und getröstet von Jane und Mary, die mit Rice soeben vom Theater zurückgekommen waren . . .

Aber Wilson hatte doch nicht ganz die Wahrheit getroffen: Elena war schon mehr als ein wenig aufgeregter, so wie sie da stand, mit fliegenden wilden Haaren, entsehten Augen, und mit Händen, deren Finger sich in ununterbrochener Nervosität bewegten.

Bill dämpfte unwillkürlich seine Stimme, als er sie anrief: „Elena, liebe Elena!“ und sie an sich zog. Und erst dann erkannte sie ihn wieder. Ein zartes Licht erhellte ihre Augen, und ihr verstörtes Angesicht begann wie eine Blume aufzublühen: es war nur ein mattes Lächeln zunächst, und sie kämpfte mit den Tränen, aber

es war immerhin ein Lächeln. Und die Bewegung, mit der sie ihre Hand in die seinige legte, drückte tiefen Schmerz und jauchzende Freude aus: sie fühlte sich wieder geborgen — jetzt war sie wieder zu Hause . . . Und doch . . .!

Billy wollte sie am Arm nehmen, um sie zu ihrem Schlafzimmer zu führen. Aber nach ein paar Schritten brach sie zusammen. Er nahm sie entschlossen auf die Arme:

„Jetzt muß sie sich zuerst erholen“, sagte er zu McMurton, der gern sofort mit ihr gesprochen hätte. „Sie sehen doch, daß sie krank ist.“

Aber Elena widersprach merkwürdigerweise selbst: sie sei nur ein wenig müde.

„Wenn ich mich eine Viertelstunde ausgeruht habe, stehe ich gerne zu Ihrer Verfügung“, sagte sie — und lächelte Billy freundlich und aufmunternd zu.

Als die drei Herren — Billy, McMurton und der Detektiv Burke, McMurtons bevorzugter Assistent — eine halbe Stunde später in Elenas Ankleidezimmer traten, fühlte sie sich schon bedeutend besser. Sie war zwar noch matt und hatte sich auf ihrem Ruhebett ausgestreckt. Billy setzte sich an ihre Seite. Er nahm ihre Hände in die seinen und liebte sie. Sie kamen ihm in solchen Momenten vor wie zwei arme, kleine Vögelchen, voll Lebhaftigkeit, aber scheu und wehrlos. Ab und zu blickte sie lächelnd, wie dankbar, zu ihm empor . . . aus einer Müdigkeit, die nicht nur körperlicher Art war.

„Wir möchten Sie also bitten, gnädige Frau“, leitete McMurton das Gespräch ein, „uns zu erzählen, was heute abend vor sich gegangen ist. Von dem Moment an, da Ihr Herr Gemahl Sie verließ, bis Sie sich in den Kellerraum einsperrten.“

Sie nickte und wollte sofort mit ihrer Erzählung anfangen; zögerte jedoch einen Augenblick, und es war, als ob sie die Worte nur mit größter Mühe über die Lippen brächte, als sie fragte:

„Wir hatten heute abend einen Gast bei uns . . . Mr. Si-Chang . . . Wie verhält es sich mit ihm?“

Auch der Inspektor zögerte mit seiner Antwort . . . dann sagte er:

„Er ist tot, gnädige Frau. Es ist hauptsächlich wegen dieser Angelegenheit, daß wir . . .“

„Ich verstehe“, nickte sie und atmete beinahe erleichtert auf . . . Dann erzählte sie der Reihe nach, was vorgefallen war, alle äußeren Vorkommnisse . . . alles, was sie erzählen konnte:

Von dem Briefe! Von ihrer Flucht ins Schlafzimmer! Von den Attacken Si-Changs gegen ihre Türe. Wie sie den Brief verbrannte und so weiter.

„Warum weigerten Sie sich, dem Verstorbenen den

Brief auszuhändigen?“ fragte McMurton, so, als ob er sie nicht ganz verstanden hätte.

„Weil ich, wie ich schon sagte, der Überzeugung war, daß er den Brief öffnen und lesen würde, ohne mich um Erlaubnis zu fragen — und ohne mir den Brief wieder zurückzugeben. Als ich ihn nachher selbst las, verstand ich, daß er allen Grund hatte, ihn haben zu wollen.“

„Ja, wir kennen den Inhalt ebenfalls“, nickte McMurton.

„Glauben Sie, gnädige Frau, daß etwas Wahres dran ist?“

„Ganz bestimmt, ja!“

„Haben Sie eine Ahnung davon, was mit den Bemerkungen von der Statue und Dr. Capon gemeint ist und was die Warnung des Schreibers vor jedem Verkauf nach Frankreich durch Vermittlung des Verstorbenen bedeuten soll?“

Elena schüttelte den Kopf:

„Nein, das ist mir alles unverständlich“, sagte sie. „Aber es muß ja irgend etwas Fragwürdiges mit der Statue im Spiele sein.“

„Und nachdem Sie den Brief verbrannt hatten, was geschah dann, gnädige Frau?“

„Erst horchte ich angespannt, ob er noch auf der Treppe sei. Aber als ich keinen Ton hörte, sperrte ich die Tür auf. Es war mir natürlich unheimlich zumute, denn er hatte sich doch äußerst seltsam benommen. Noch dazu wußte ich jetzt bestimmt, daß er uns feindlich gesinnt war — und er seinerseits mußte gemerkt haben, daß ich mir darüber klargeworden war. Ich war aber auch entschlossen, nicht mehr Skandal zu machen, als unbedingt notwendig war. Der Brief war ja verbrannt — an den konnte er nicht mehr kommen. Ich faßte daher den Entschluß, hinunterzugehen und ihn einfach zu verlassen. Nachher wollte ich meinem Manne bei seiner Heimkehr alles auseinandersetzen.“

„Und dann gingen Sie also tatsächlich hinunter?“ fragte McMurton.

Elena nickte, sah zur Seite und wurde blaß. Sie schloß die Augen für einen Augenblick.

„Und was dann?“ Der Kriminalbeamte betrachtete sie mit angespannter Aufmerksamkeit.

Elena machte einige nervöse Schluckbewegungen:

„Zuerst konnte ich ihn überhaupt nicht finden!“

„So ging es mir auch“, sekundierte Billy.

„Bei einem Blick sah ich plötzlich seine Hand auf der Armlehne des Stuhles hängen. Ich rief ihn bei seinem Namen, aber als er keine Antwort gab und sich auch nicht bewegte, schlich ich mich zu dem Fauteuil hin — und sah ihn darin liegen — starr und tot!“

Sie barg schauernd das Gesicht in ihren Händen. Eine Weile danach fuhr sie fort:

„Ich war außer mir vor Angst. Sie müssen bedenken, daß ich mutterseelenallein im ganzen Hause war. Und draußen tobte das Gewitter mit Blitz und Donnerwetter, und der Regen stürzte in Strömen hernieder. Es war nicht möglich, zu telefonieren, niemand konnte mich rufen hören. Wir sind ja im Sommer ohnehin fast die einzigen Menschen in der Gegend. . . Ich wurde halb wahnsinnig vor Entsetzen. Nur eines war mir klar: ich mußte fort. Fort aus dem Banne dieses entsetzlichen Grauens, das aus jedem Winkel des Hauses kroch. . . ! Gleichwohl wohin. . . hinaus in den Regen, in das Gewitter. . . Um jeden Preis fort, fort. . . ! Und dann stürzte ich durch die Zimmer, durch die Halle, zur Türe hinaus. Keinen Augenblick kam mir der Gedanke, Hut und Mantel mitzunehmen, obwohl das Wetter so schrecklich war. Nur weg von hier, das war das einzige, was ich zu denken vermochte. Ich habe wahrscheinlich fürchterlich ausgesehen“, lächelte sie matt bei der Erinnerung, „wie eine Furie. . . als ich die Tür drunten öffnete. Sonst hätte ich wohl kaum so auf ihn wirken können, daß er auf und davon lief, als ob ihm Gespenster auf den Fersen wären.“

„Welcher Er?“ fragten Bill und McMurton wie aus einem Munde.

„Der Mann mit dem Affen. . . Der Chineser, von dem ich dir damals erzählte, Billy.“

„Ach, er war es? Ja, weiß Gott, jetzt, wo ich mir's überlege! So sah ja auch mein Freund von vorhin aus! . . . Aber was konnte er hier wollen?“

Elena zuckte die Achseln:

„Ich kann es mir nicht denken — wenn nicht vielleicht irgendeine geheime Verbindung zwischen ihm und Li-Chang bestanden haben sollte. Ich erschrak dermaßen vor ihm, daß ich sofort kehrt machte und in den Keller hinunterlief. Die Türe zur Obstkammer stand nur angelehnt, der Schlüssel steckte von innen. Ich warf die Tür zu und sperrte sie ab, muß aber in meiner Aufregung den Schlüssel herausgerissen haben. Das letzte, was ich hörte, war, wie er flirrend zu Boden fiel. Dann verlor ich das Bewußtsein. . . und kann mich auf nichts mehr erinnern.“

„Und Sie dachten nicht daran, gnädige Frau, Ihrem Gaste Hilfe zu holen?“

„Nein, ich hatte keinen anderen Gedanken als zu fliehen.“

„Obwohl Sie nicht einmal mit Bestimmtheit wußten, ob er wirklich tot sei?“

Elena fixierte McMurton mit einem eigenartigen Lächeln:

„So etwas weiß man immer, wenn man dem Tod gegenübersteht!“

„Sie fragten doch vorhin danach?“

„Aber nur, um es noch einmal bestätigt zu hören. Das hätte ja auch alles ein böser Traum sein können!“

Ein Klopfen an der Türe unterbrach das Gespräch. Es war der Diener:

„McMurton werden ans Telephon gewünscht. Ich habe den Apparat nach hier oben umgestellt.“

„Danke!“

McMurton nahm den Hörer. Die anderen verhielten sich schweigend, solange er sprach, konnten aber aus seinen einsilbigen Worten weiter keine Schlüsse ziehen. Es vergingen einige Minuten. Dann legte er den Hörer zurück. Vergebens versuchte er seine Aufregung zu verbergen, als er, zu Elena gewendet, sagte:

„Es war der Gerichtsarzt. Haben Sie, gnädige Frau, vielleicht das Glas bemerkt, das auf dem Boden neben dem Stuhle lag und das wahrscheinlich von dem Verstorbenen umgeworfen worden war?“

„Nein, das habe ich nicht gesehen. Sie müssen bedenken, daß es halb dunkel im Zimmer war und in welcher Aufregung ich mich außerdem befand.“

„War es wegen dieses Glases, daß man Sie angerufen hat?“ fragte Billy.

McMurton nickte mit schwerwiegender Geste.

„Und zu welchem Urteil ist man darüber gekommen?“

„Daß — Zyankali in dem Weine war!“

„Zyankali?“ Billy und Elena starrten einander in höchster Bestürzung an. „Eines der gefährlichsten Gifte, die es gibt — das auf der Stelle tödlich wirkt!“

„Sie haben recht“, nickte McMurton. „Und besonders dann, wenn es, wie hier, in einem Portwein eingenommen wird. Sagen Sie, haben Sie Zyankali im Hause?“

„Ja, ich benötige es dann und wann für photographische Zwecke“, antwortete Billy.

„Und wo heben Sie es auf, wenn ich fragen darf?“

„In einem besonderen Schrank im Atelier.“

„So, daß es jedermann zugänglich ist?“

Es war Billy nicht entgangen, da McMurtons Stimme plötzlich eine andere geworden war. Man konnte fast eine Anklage heraus hören — was ihn stuhlig machte.

„Nein, der Schrank ist selbstverständlich immer abgeschlossen“, erklärte er, „und da ich den Schlüssel selbst aufbewahre, kann natürlich nicht jeder dazu kommen, wie Sie anzunehmen beliebten.“

(Fortsetzung folgt).

## Mütter.

Als sie aus Kinderschuh in Soldatenstiefel sprangen,  
Die deutschen Knaben, flammend jung und rot,  
Da war ihr Vaterland in bitterer Not.  
Sie schrien „Mutter“ — als sie mit dem Tode rangen.

Und ob auch achtzehn Jahre schon verfloßen sind,  
Wenn ihr in Flanderns Gottesäcker tretet:  
In jedem Grab liegt einer Mutter Kind,  
Die achtzehn Jahre sich die Hände wund gebetet . . .

Und denkt der anderen Mütter auch dabei,  
Die heute achtzehnjährige Jungen haben,  
Das sind die Schweftern dieser Heldentuben.  
Und noch ist Not — und noch das Land nicht frei.

Ditto Hawranek.

## Das verkehrte Heim.

Eine lustige Geschichte von Willi Rath.

Theo Thunigutt, der stadtbekannte Bariton der Großen Oper, fand manchmal — dann nämlich, wenn der Wein schmeckte — schwer heim. Trank er nach einem Opernabend „eine“ Flasche in feuchtfrohlicher Runde, so wurden aus der einen leicht mehrere. Außerdem neigte der Bariton Theo Thunigutt bedauerlicherweise auch zum sogenannten Lokalwechsel. Da er in Zehlendorf wohnte, kam es dann vor, daß er den letzten Vorortzug versäumte.

Bis zum ersten Frühzug suchte er in solchen Fällen — „notgedrungen“, sagt er — Obdach im „Künstlerwinkel“ oder im Junggesellenheim irgendeines Freundes, der auch Freund eines guten Tropfens war. — So schien seine anfänglich so glückliche Ehe mit der temperamentvollen Schauspielerin Ellen Döring nachgerade etwas gefährdet.

An diesem Abend freundete Theo Thunigutt sich schon in der ersten Weinstube, die man besuchte, mit dem prominenten Weinhändler Rößler an. Um zwei Uhr nachts, im dritten Weinlotal, tranken sie Brüderschaft. Erst nach einer Weinprobe in Rößlers Junggesellenwohnung am Prager Platz und einem Schläschen zwischendurch endete die ergiebige Nachtsitzung ebendort am hellen Vormittag mit einem starken Kaffee.

„Donner und Doria — 10 Uhr!“ Inurrte Thunigutt. Weiß Gott, er war kein Pantoffelknecht! Aber in Erinnerung an etliche Frühempfangs daheim, spürte er doch einen merkwürdigen Druck an der Stelle, wo nach Ansicht der Gelehrten das tapferere Mannesherz sitzen sollte. Gott ja, Ellen war immer so besorgt um seine Stimme. Wenn er jetzt allein in Zehlendorf ankam . . . Peinlich!

„Ich hab' eine Idee, wie mir zu helfen ist, Rößler! Machst du mit?“

„Bin niemals Spielverderber, Thunigutt! Da du mir ein gutes Katerfrühstück versprichst und die Bekanntschaft mit deiner pikanten blonden Frau, kannst du auf mich zählen!“

Es war elf Uhr vorbei — ein wunderbar sonniger Herbstmorgen — als die zwei Herren draußen vor dem alleinstehenden Landhäuschen Thunigutts ankamen.

Natürlich hatte Theo wieder mal den Haus Schlüssel vergessen. Er klingelte. Diane, die „Jose für alles“, kam an die Haustür.

„Sie wünschen?“ fragte sie kühl, grüßlos, mit einem ganz fremden Blick.

Thunigutt starrte verblüfft auf sie — dann auf Rößler. „Ist Ihr Verstand in den Staubsauger gerutscht, Dianchen?“ fragte Theo, unheimlich sanft. „Viel leicht lassen Sie uns jetzt hinein?“

Das Mädchen blieb wie eine Statue in der offenen Tür stehen.

„Sie muß leicht übergeschnappt sein. — Will gleich den Kreisirrenarzt anrufen!“ raunte Thunigutt dem verlegen lächelnden Weinhändler zu.

„Aber ich kenne doch die Herren nicht! Man muß doch fragen — heutzutage!“ sagte das Mädchen.

„So, nun ist's genug, Diane!“ Mit einem Griff schob sich Thunigutt der Hausherr, beiseite. „Komm, Rößler!“

Aber das Mädchen warf plötzlich die Arme in die Luft und schrie gellend ins Haus hinein: „Gnä' Frau, zwei fremde Männer!“

Der neue Freund Rößler packte Thunigutt am Armel. „Mensch, irrst du dich auch wirklich nicht — ist das dein Haus?“

Theo stieß ein wildes Lachen aus. „Ich werde doch mein Haus kennen! Wirfst du etwa auch blödsinnig, Rößler? Scheint ja anzustechen!“

Dann schluckte er seinen Zorn hinunter. Klopfte dem Mädchen, von dessen Irrsinn er nun fest überzeugt war, besänftigt auf die Schulter: „Gleich ins Bettchen gehen, Kinderchen! Ruhe — Ruhe tut immer gut!“

Mit der stählernen Kraft seines stadtbekanntem Baritons aber rief er nach oben: „Heiho! Ellen! Ellulein! Komm doch mal schnell her, Ellulein!“

Aus einer der nächsten Türen im Erdgeschoß stürzte eine jugendliche blonde Frau herbei — mit so verstörter Miene, daß Rößler nicht feststellen konnte, ob sie wirklich hübsch von Angesicht war.

„Was ist? — Mein Gott, wer schreit denn hier?“ Entgeistert sah sie auf Thunigutt und den eleganten, allmählich hoffnungslos verlegenen Weinhändler. „Was erlauben sich die Herren in meinem Haus?“ Dabei ließ sie, offensichtlich auf Rettung bedacht, die Türklinke nicht los.

Thunigutt fuhr zurück. Unwillkürlich warf er einen Streifblick in den Spiegel auf dem Flur, den er doch selbst vor drei Jahren seiner Frau geschenkt hatte: sollte er sich irgendwie verändert haben — so verändert?! Oder war er plötzlich selbst verrückt geworden?? Außer begreiflicher ABERNÄCHTIGKEIT fiel ihm an seinem Spiegelbild nichts auf.

Seine Ratlosigkeit schlug in Erregung um: „Himmelsherrgottdonnerwetter, Ellen, was geht denn hier vor? Ich versäume leider gestern den letzten Zug. Tut mir fürchtbar leid . . .“

Er fuhr sich verwirrt über die Stirn. „Also, Ellulein — das ist mein Freund Waldemar Rößler! Die Weinkanone“ genannt. Ganz großer Berliner Weinhändler. Hat sich lebenswürdigere Weise bereit erklärt, die letzte Rheinweinsendung aus Mainz zu prüfen, die wir im Keller haben . . .“

„Aber das ist ja . . . unerhört! Toll ist das!“ schrie die blonde Frau plötzlich im höchsten Sopran. „Frieda, rufen Sie sofort die Polizei an, Frieda! — Egon! Zu Hilfe, Egon!“ Um Hilfe rufend, verschwand sie hinter der Tür, die ins Schloß knallte.

Theo Thunigutt, der stadtbekannte Bariton der Großen Oper, sperrte Mund und Augen bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit auf, bliete sich flüchtig nach „Frieda“ um, die er nur unter dem Namen Diane kannte, und wollte der jungen blonden Frau nachstürzen . . . „Was sagt sie? Egon — Egon, wer ist der Schurke?! Dem werd' ich die Flötentöne beibringen!“

Waldemar Rößler warf sich Theo mit aller Kraft in den Weg. „Jetzt aber genug, Thunigutt! Was sind denn das für Witze! Habe keine Lust, wegen Hausfriedensbruch angeklagt zu werden!“

„Aber, Mensch!“ tobte der sonst so gutmütige Theo. „Bist du so ein Rhinoceros, daß du denkst — daß du nicht siehst, nicht kapiertst: hier ist Verrat im Spiel! — Aus dem Weg, rat ich dir!“

Thunigutt pochte donnernd gegen die Tür, hinter der die blonde Frau verschwunden war. „Heraus, du Lump du! — Egon! Krraus! Sollst meine Handschrift kennenlernen!“

Rößler starrte Thunigutt verständnislos an. Zu Witz schien der Sänger kaum aufgelegt . . . Aber — vielleicht — Folgen des vielen Alkohols heut nacht?! Es gab so manche Arten Irrsinn, so plötzliche Wahnsinnsausbrüche . . .

„Lieber Theo . . .“ begann Rößler sanft. „Wir wollen mal ganz ruhig und vernünftig . . .“ Er fragte wie ein überaus abgetakteter Nervenarzt einen verdächtigen Patienten: „Sag mal: wer bin ich?“

„Oberidiot! Bist du!“ Theo trat gegen die Tür. „Öffnen!! Sofort! Hier muß aufgeräumt werden!“ Noch ein Fußtritt gegen Holz.

Da erschien in der öffnenden Tür nebenan wieder die Blondine — neben ihr, mutigen Blickes, starken Armes, ein junger Hüne, an den sie sich ängstlich drückte.

„Wollen Sie augenblicklich mein Haus verlassen!“ brüllte der Hüne, an den sie sich ängstlich drückte.

„Wollen Sie augenblicklich mein Haus verlassen!“ brüllte der Hüne und krepelte die Arme auf.

Theos Fäuste ballten, hoben sich. Seine Augen sprühten Grimm und Hohn. Worte fand er offenbar nicht mehr. Mit einem Sprung riß er von der Dielenwand aus der Dekoration eine arabische Lanze. . . Worte aus dem Theater, Tells Worte, kamen donnernd aus seinem Mund: „Mach deine Rechnung mit dem Himmel — Schuß!“

Wieder warf Rößler sich Thunigutt entgegen. „Der Deuwel soll mich — wenn ich begreife, was sich hier tut! Aber bloß keinen Mord! Komm, Theo! Wenn du richtig bist — ich bin dein Zeuge. Das weitere findet sich!“

Thunigutt hielt noch in bebender Faust die Lanze. Eine fürchterliche Tat schien unvermeidlich. Denn die blonde Frau hatte bereits ein japanisches Schwert von der Dielenwand gerissen und dem Hünen in die Hand gedrückt.

Mit verzerrtem Gesicht lachte Thunigutt auf und warf den Speer zur Erde... „Mensch, Weinpanischer, bist klug und weise. Dein Zeugnis genügt — hast recht. Ich habe auch keine Lust, mich mit Polizei, Gericht und Presse zu bemengen — Ich gehe, Madame. Binnen einer Stunde räumen Sie mein Haus! Verstanden?“

Sie lachte ihn nur aus.

Als Thunigutt langsam, langsam den Blick von ihrem Gesicht löste, verstand er plötzlich das Märchenwort, über das er sonst wohl gelächelt hatte: „Im Leib das Herz ihm wollt zerspringen...“ — Aber anmerken sollte ihm das feiner!!

Röpler überwachte den stummen Rückzug... Thunigutt öffnete gerade die Gartentür, als ein Schrei zu ihm drang: „Theo!!!“

Aus dem Haus flatterte die junge blonde Frau, Ellen — und nun sah Röpler: sie war hübsch! — warf in Lachen und Weinen die Arme um den Hals des Sängers: „Das könnte dir so passen, du — Bummler, du! Aber deine Lehre hast du weg!“

Thunigutt witterte Gutes. „Und — Egon?“ grollte er in seiner tiefsten Baritonlage.

Rot vor Lachen, vom Lachen geschüttelt, kam der Hühne heran — streckte Theo die Hand hin... „Grüß Gott — Schwager! Ich bin doch bloß — ihr Brüderchen Hans — der Hans aus Schanghai, der fünf Jahre in China war und sich rajend freut, dich endlich kennenzulernen.“

„Kann jeder lachen!“ wetterte Theo. Aber schon strahlte er übers ganze Gesicht. Es folgte eine Sitzung, die es in sich hatte: Katerfrühstück, Weinprobe, Wiedersehen, Freundschaft, Veröhnung.

Aber der Höhepunkt war doch, als Theo Thunigutt feierlich gelobte: nie mehr den letzten Zug nach Zehndorf zu veräumen!

## Kolleqinnen.

Eine Szene am Telephon.  
Von Wilhelm Lichtenberg.

Kella (wird angerufen, hebt den Hörer ab): Hallo?

Ditta (überschwenglich): Kella, Liebling, Einzigste, Göttlichste, bist du's? Ich bin's, Ditta.

Kella (aufschauzend): Ditta! Süße! Du?

Ditta: Ja. Ich war gestern in der Premiere! Ich habe dich spielen gesehen! Herrlich! Bezaubernd! Wundervoll!

Kella (wehrt ab): Aber, Ditta...!

Ditta (fast streng): Was heißt das? Wenn ich es sage?

Eine Kollegin! Eine Fachkollegin! Also, wenn ich...!

Kella! Neidlos strecke ich die Waffen vor dir. Du bist... Ich war einfach hingerissen! Diese Rolle spielt dir keine Duse nach und keine...!

Kella: Die Duse ist ja schon tot.

Ditta: Eben deshalb. Schade nur, daß du heißer warst.

Kella: Heißer? Ich? Aber keine Spur.

Ditta: Nicht? Es kam mir so vor. Aber gerade das heißere, krächzende Organ hat so fabelhaft gewirkt. Wenn du noch deine alte hübsche Stimme hättest, wärst du in der neuen Rolle bestimmt nicht so fabelhaft gewesen.

Kella: Ich habe dich vor der Vorstellung gesehen, Ditta.

Ditta: Ach, wirklich? Du hast mich gesucht?

Kella: Ja, natürlich. Durchs Guckloch. Ich wollte doch sehen, was du zur Premiere anziehst. Sehr vernünftig, Ditta.

Ditta: Was ist vernünftig?

Kella: Daß du dein Kotes von der vorigen Saison getragen hast. Du imponierst mir. Du bist eine wundervolle Frau. Es ist keine Schande, öffentlich einzugestehen, daß man sich etwas Neues nicht leisten kann.

Ditta (süß): Aber Liebling! Du irrst dich! Ich war doch ganz neu angezogen. Und im übrigen war es nicht rot, sondern lilä. Du warst wahrscheinlich sehr aufgeregt und hast rot für lilä gehalten. Na, begreiflich! Premiere! Eine so begnadete Künstlerin wie du hat doch etwas einzusehen. Wenn man schon zwanzig Jahre der Liebling einer Stadt ist.

Kella (lacht): Aber Ditta! Du bist das reizendste Enfant terrible, das ich kenne! Ich bin doch erst vor zehn Jahren überhaupt zum Theater gegangen. Rechne doch bitte nach! Ich habe mein erstes Engagement an deinem fünfunddreißigsten Geburtstag angetreten...!

Ditta: Aber Kella! So alt bin ich doch noch nicht einmal heute! Rechne doch nach! Du warst ja immer schon um fünf Jahre älter als ich und...! Übrigens, um wieder auf die Premiere und deine bezwingende Leistung zurückzukommen! Reizend an dem Stück ist, daß es in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts spielt.

Kella: Wieso denn, Dittchen? Es spielt doch neun- zehnhundertzweiunddreißig.

Ditta: Soooo? Aber die Kostüme...!

Kella: Was ist mit den Kostümen?

Ditta: Na, du hast doch Kleider aus den neunziger Jahren getragen.

Kella: Ich?

Ditta: Ja. Oder nicht? Na, verzettel', es ist mir nur so vorgekommen.

Kella: Weißt du, daß ich dich in der Premiere bewundert habe? Wenn es eine neidlose Kollegin gibt, dann bist du es, Ditta.

Ditta: Nicht wahr?

Kella: Ich habe dir nicht so viel Größe zugetraut, in die Premiere eines Stückes zu gehen, dessen Autor dich abgelehnt und mich gewünscht hat.

Ditta: Der... der Autor hat mich abgelehnt? Aber nein, Kind. Er bestand nur auf dich, weil er die Rolle mit einer reiferen Schauspielerin besetzt haben wollte. Und weil er meinte, daß es bei mir ganz unverständlich wäre, daß der Mann zu einer anderen abschwent. Und ich muß auch sagen, Kella, Liebling, daß du geradezu heroisch warst. Eine so junge und schöne Frau wie du, die sich eine so häßliche Maske anschminkt...!

Kella: Maske? Ich habe ja gar keine Maske gehabt...!

Ditta: So? Na, um so herrlicher! Dann war es deine Mimit, du geniale, bezaubernde Frau!

Kella: Aber, Ditta! Du schmeichelst! Mit dir kann ich mich ja doch nicht messen! Du hast im Zuschauerraum eine viel großartigere mimische Leistung vollbracht, als ich auf der Bühne. Wenn ich denke, wie du lächelnd, strahlend, auf deinem Platz sahest, während dein ehemaliger Freund mit dieser Rutte, mit der Lori, in seiner Loge pouffierte...!

Ditta: Erlaube! Fred war doch gar nicht in der Premiere!

Kella: Nicht?

Ditta: Nein. Fred ist doch ein Banause. Was versteht denn Fred von wirklicher Kunst? Du weißt doch, daß er dich als Schauspielerin nicht vernutzen kann. Dafür schätzt er dich um so höher als Frau. Ja. Er hat mir immer gesagt: Wenn ich einmal sechzig bin und ein liebes, braves Hausmutter! brauche, das meine Strümpfe stopft, heirate ich Kella. Darauf kannst du dir etwas einbilden! Fred ist, was seine Strümpfe betrifft, sehr heikel.

Kella: Kann sein. Bei Frauen hat er leider einen sehr schlechten Geschmack. Er hat immer die unmöglichsten Freundinnen.

Ditta: Wie?

Kella: Ja. Zum Beispiel jetzt diese Lori...! Wie man eine Lori einer Ditta vorziehen kann...! Es ist so, wie wenn jemand alten Wein verschmählt und sauren Heurigen trinkt.

Ditta: Du, Kellchen, was ich dir sagen wollte, das Stück ist ja ganz nett...! Aber der Autor ist ein Dohle.

Kella: Sehr richtig. Sonst hätte er dich nicht abgelehnt.

Ditta: Nein, nicht deshalb. Sag' mal, Liebste, warum will er seine Heldin gerade mit einem Sprachfehler behaftet haben? Ha?

Kella: Waaas?!?

Ditta: Na, du hast dir doch auf seinen Wunsch einen Sprachfehler zugelegt? Steht dir übrigens reizend, dieser Sprachfehler.

Kella: Aber, Ditta! Ich habe so gesprochen wie immer.

Ditta: So? Dann ist er mir bisher noch nicht aufgefallen. Es macht dich aber ungeheuer pikant, dieses kleine Anstoßen mit der Zunge. Aber vielleicht wechselst du den Zahnarzt. Schließlich kann man doch ein falsches Gebiß haben, ohne daß es gleich alle Menschen merken.

Kella: Wenn es einmal so weit ist, gehe ich zu deinem: Bei dir merkt man fast gar nichts.

Ditta: Also, Kella, geliebte, ich muß leider Schluss machen. Ich wollte dir ja auch nur sagen, wie entzückt ich von dir war.

Kella: Danke. Du bist wirklich zu lieb.

Ditta: Und wenn du auch dem Publikum nicht gefallen hast — ich war begeistert von dir! Ehrlich begeistert!

Kella: Hoffentlich kann ich dich bald bewundern, Ditta. Ich verspreche dir, daß ich deinem nächsten Aufstreten unbedingt beizuhole. Und wenn ich nach Poserudel fahren müßte.

Ditta: Du bist wirklich zu lieb! Servus! Ich habe mich riesig gefreut!

Kella: Na, und ich erst! Servus! (Legt den Hörer auf.) Bestie! Ditta (legt den Hörer auf): Bestie!